



Wir kommentieren

Eine Meditation aus Pakistan von P. Veuille: Über das Schweigen Gottes – Wie schwer es ist, ihm wirklich zu begegnen – Und über das demütige Staunen vor dem Wirken Gottes in anderen Religionen – Endlich, über die naive Selbstsicherheit apostolischer Arbeiter ... – Über die Gefahr natürlicher Erfolge.

Die gewünschte Kinderzahl und die ideale Familiengröße: (zu einer Untersuchung aus den Zürcher Statistischen Nachrichten). – Plant das moderne Ehepaar die Größe seiner Familie aus rationalen oder unbewussten Gründen? – Studien aus USA, Deutschland und Zürich – Drei Fragen (nach der voraussichtlichen, gewünschten, idealen Familiengröße) suchen das Problem abzuklären – Ergebnis: Unterschiede sozialer Schichten verwischen sich immer mehr – Konfession hat einen ge-

wissen Einfluß – Leitbilder entstehen und üben einen beherrschenden Einfluß aus – Das Leitbild fordert zwei bis vier Kinder mit Tendenz nach nur zwei Kindern.

Theologie

Das Bischofskollegium auf den Synoden von Nicäa: 1. Zwei Auffassungen am Konzil über die Struktur der Kirche – Die Bedeutung der christlichen Frühgeschichte zur Lösung des Streitiges – Die vorhandenen Quellen – 2. Der Geschichtsbefund: a. die ältesten Bischofsversammlungen – b. die ersten eigentlichen Konzilien – Worüber handelten sie? – Glaubensfragen – Osterstreit – Häretische Bischöfe – 3. Besaßen die Synoden der Frühzeit wahre Autorität über die einzelnen Bischöfe? – Hans Lietzmann bestreitet es – Aber Theorie und Praxis decken sich nicht immer – Der Beweis aus dem Bewußtsein der Konzilien – Der Be-

weis aus der Verurteilung und Absetzung von Bischöfen durch die Synoden – Die Rolle von Presbytern, Diakonen und Laien neben den Bischöfen verstärkt den Beweis – Die Frage nach dem Vorsitz ergänzt ihn – 4. Das Argument für die Kollegialität aus den Tatsachen der Frühzeit – 5. Zusammenfassung.

Moral

Toleranz, Weltanschauung und Religion: (Zur Verwirklichung echter Toleranz): Gelebte Toleranz verlangt Bekenntnismut – verlangt Bescheidenheit – verlangt Liebe – Die Wahrheit tun in Liebe – Unterscheidung von Irrtum und Irrenden – Drei heilsame Folgerungen für unser Geistesleben: Echte Toleranz als Sozialfunktion – Weg zur Mehrung der Wahrheit – Zur echten Toleranz muß der Mensch erst langsam erzogen werden.

Bücher

KOMMENTARE

Warum sind wir Gläubige nicht bescheidener?

Wir entnehmen diesen Brief (Pakistan, Juni 1962) von *René Voillaume*, dem Prior der «Kleinen Brüder Jesu», der Zeitschrift «*Jesus-Caritas*» (Vierteljahrshefte zum geistlichen Leben. Herausgegeben von den Bruderschaften Charles de Foucauld: 78 Freiburg im Br., Belfortstr. 16; Nr. 9, 1964, S. 41–43). Diese kleine Zeitschrift hat in ihren ersten beiden Jahren die Erwartung derer, die von Anfang an auf sie vertrauten, nicht enttäuscht. Wenn wir einen kurzen Rückblick auf die erschienenen Nummern werfen, so stellen wir zuerst ihre unverkennbare Ursprünglichkeit und Echtheit fest. Es geht in ihnen nicht darum, wissenschaftliche Beiträge über die christliche «Spiritualität» zu sammeln, sondern Anregungen zum täglichen geistlichen Leben zu bringen. Sie dienen wirklich dem Beten im christlichen Alltag und nicht nur der interessanten Wissensbereicherung. Die Themen, unter welchen die einzelnen Hefte stehen (Armut, Gebet, Bruderliebe, Glaube, das verborgene Nazarethleben, Hoffnung, Wüste usw.), ziehen jeweils die Linie durch von der Schriftbetrachtung und den Aussagen ältester christlicher Tradition über das Zeugnis Charles de Foucaulds und seiner Bruderschaften bis zur Verwirklichung im gewöhnlichen Leben. Im deutschen Sprachraum ist offenbar das Bedürfnis nach solchen Heften so sehr gewachsen, daß seit nunmehr zwei Jahren eine Zeitschrift existieren kann, die eine radikale Nachfolge Christi von Menschen unserer Zeit zu fordern wagt. Wir beglückwünschen die christliche Entschlossenheit dieser Zeitschrift. Die geistliche Botschaft Charles de Foucaulds wirkt in ihr weiter. *Die Redaktion.*

Unwirtliche, verlassene Erde, durch die wir fahren. Noch halb verschlafene Menschen auf den Bahnsteigen. Sie tragen die Spuren mühseliger Arbeit und der Unterernährung im Gesicht. Es gibt hier so viele Menschen, daß das Leben keines einzigen von ihnen besonders bedeutsam erscheint. Ein jeder geht langsam auf sein Hinscheiden zu: Denkt er daran?

Und Gott schweigt. Und wie furchtbar ist sein Schweigen! Dies Schweigen und diese Dunkelheit, dies Fehlen menschlicher Nähe und Liebe, über die wir uns ihm nähern könnten ... Wenn Du den Menschen für Dich geschaffen hast, wie konntest Du Dich ihm so sehr entziehen, daß es noch kaum einer Minderheit von Menschen gelingt, an Dich zu glauben! Daß es auch ihnen nur unter Schwierigkeiten und großen Irrtümern gelingt! Wie viele haben wohl schon Deine tätige Nähe entdeckt, haben an die Begegnung mit Dir geglaubt und vor allem an das persönliche Interesse und an die Liebe, die Du jedem einzelnen dieser Wesen entgegenbringst, die sich auf einer harten und unwirtlichen Erde so rasch vermehren? Du hast diese Erde gemacht, und doch achtet sie der Menschen nicht, die sie besitzen. Wie schwer ist es, Dir zu begegnen, Herr! Warum erlaubst Du es, daß nur eine kleine Anzahl von uns genügend Licht empfangen hat, um wirklich zu glauben? Wie groß ist die Zahl der Menschen, die ihr ganzes Leben lang einfach nicht die Möglichkeit hatten, von Deinem Wort zu hören, selbst da es Fleisch geworden war in einer Zeit und an einem Ort der Geschichte! Da scheint es, daß der Mensch nicht frei sei, Dir entgegenzugehen!

Warum nur Deine Gläubigen, die durch den Glauben an Deinen Gesalbten erleuchtet wurden, so leicht vergessen, daß sie sich ihres Glaubens nicht rühmen dürfen? Warum sind sie nicht kleiner, demütiger? Warum haben sie das furchtbare Schweigen vergessen, das über der wirklichen Bedeutung des Menschenschicksals liegt? O nein, es ist nicht leicht, den lebendigen Gott zu entdecken, bei dem Schicksal, das der Menschheit bereitet ist! Warum versteht man das nicht? Wir

müßten so sehr staunen, daß das Licht uns auserwählt hat. So voll demütigen Staunens sein, daß wir es niemals vergessen dürften! Wieviel Achtung müßten wir vor denen empfinden, die noch nicht zum Lichte geführt worden sind, und wie klein müßten wir uns als Gläubige vor ihnen fühlen, voll zarter Liebe! Ist es nicht wunderbar, daß trotz dieses Schweigens des lebendigen Gottes so viele Menschen spontan religiös sind, und ist nicht auch dieses tastende Suchen, aus dem die großen Religionen hervorgegangen sind, etwas Wunderbares? Und wir verstehen nicht! Wir sind unmenschlich, ungerecht in der Sicherheit, die uns unser Gläubigsein verleiht.

Diejenigen aus uns, die für das Apostolat erwählt sind, werden nie klein genug sein vor der Wahrheit – nicht wir besitzen die Wahrheit, sondern sie hat uns erwählt – und vor ihren Brüdern, den Menschen, die tastend und suchend zu Gott hingehen und nicht wissen, daß er sie an sich zieht, ohne sich ihnen jedoch zu entdecken. Das schlimmste ist, daß bei aller Schwäche der Mittel ihres Apostolates der Geist ihrer Einrichtungen von einer Selbstsicherheit geprägt ist, die manchmal sogar Verachtung oder Herabsetzung durchschimmern läßt, und daß diese Einrichtungen ihrerseits leicht in dieser Richtung auf die apostolischen Arbeiter abfärben. Wenn doch die Gläubigen, die es mit ihrem Glauben so leicht haben, nur ahnen könnten, wieviel Bescheidenheit, wieviel Großmut, wieviel demütige Erwartung, wieviel Glaube in den Herzen der Menschen leben, die in einer anderen Religion als der christlichen geboren sind. Die meisten jener Gläubigen wissen das nicht, und die naive und einfältige Selbstsicherheit der apostolischen Arbeiter ist für jene, die in Schmerzen suchen, vielleicht noch härter als das furchtbare Schweigen, in das sich der Gott des Lebens hüllt. Wir werden nie an ein Ende kommen mit dem Versuch zu verstehen, wie sehr der Gläubige umgestaltet, tief durchgeplüßt und geläutert werden muß von den Seligkeiten: von der Seligkeit der Armut und der Demut; von der Seligkeit der Sanftmut, die alles entschuldigt, alles versteht; der Leiden und des Mißerfolgs, der das Herz zerreißt und einem verbietet, über irgend jemand zu urteilen! – Nur so können wir würdig und fähig werden zu apostolischen Aufgaben. Doch je mehr ein aktiver Christ die Einrichtungen des Apostolats und ihre Mittel benützt, desto mehr rein natürliche Erfolge erzielt er und desto größer ist die Gefahr, daß sein Herz unempfindlich wird für den flehenden Ruf Christi. Er ist dann in Gefahr, durch die Mittel, die er ins Werk setzt, in seinem Wirken steril zu werden. Er hört dann auf, jene Möglichkeit zu sein, die Gott sich vorbehalten hat: sich im Herzen eines armseligen Menschen, in einem vom Kreuz zerschlagenen, von der Liebe zerbrochenen, ganz in zarter und bescheidener Liebe zu seinen Brüdern aufgehenden Herzen, den Menschen zu erkennen zu geben. Solche Herzen sind vielleicht die einzigen durchsichtigen Stellen in dem Schleier aus Schweigen und Dunkel, mit dem sich Gott geheimnisvoll umgeben wollte, solange die Menschen auf Erden unterwegs sein werden zu ihrer Bestimmung. Nein, es wird niemals genug Armut, Bescheidenheit und demütige Milde im Herzen der Jünger Jesu geben!

René Voillaume

Die gewünschte Kinderzahl und die ideale Familiengröße

Die Zürcher Statistischen Nachrichten haben kürzlich in Heft 3, 1963, aus der Feder von Dr. A. Miller einen interessanten Beitrag mit neuem statistischen Material zu diesem aktuellen Thema veröffentlicht. Die Untersuchung dürfte zusammen mit einigen amerikanischen und deutschen Arbeiten ein neues Licht auf das Bevölkerungswachstum in den Industrieländern werfen. Die Ergebnisse sind bedeutungsvoll für den Soziologen wie für den Moraltheologen und Seelsorger. Wir möchten daher im folgenden das Wichtigste für unsere Leser herausgreifen.

Die Redaktion

Für die Frage der Bevölkerungsvermehrung in den hochindustrialisierten Ländern ist die Fruchtbarkeit mehr und mehr von entscheidender Bedeutung geworden. Durch die

Fortschritte der Medizin sowie den Ausbau der hygienischen Einrichtungen wurde die Sterblichkeit auf ein sehr tiefes Niveau herabgedrückt und auf diesem Niveau gehalten. Die moderne Bevölkerungswissenschaft hat daher ihre Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf die Analyse der Fruchtbarkeit konzentriert. Da das moderne Ehepaar in der Regel die Größe seiner Familie plant und durch Anwendung der Geburtenkontrolle einen entscheidenden Einfluß auf die Fruchtbarkeitsentwicklung ausübt, wurden die Studien auf die Erforschung des generativen Verhaltens der einzelnen Ehepaare ausgerichtet.

Eine große Studie in den USA während des Zweiten Weltkrieges¹ ging dabei über die bloße Befragung nach der Kinderzahl weit hinaus. Sie versuchte durch Interviews auch die hinter den Entscheidungen der Eltern liegenden Vorstellungen, Wünsche und Überlegungen zu ermitteln. Die eher enttäuschenden Ergebnisse dieser psychologisch ausgerichteten Studien – die den Entscheidungen zugrundeliegenden psychischen Faktoren und Motive können bis heute nicht befriedigend erfaßt werden – führten jedoch zu einer Änderung der Fragestellung. Man sagte sich, vielleicht haben die Entscheidungen über die Größe der Familie keinen rationalen Charakter, sondern werden vielmehr durch Faktoren beeinflusst, welche dem Befragten unbewußt bleiben und sich durch ein Interview auch nicht erfassen lassen. Wenn die meisten Eltern die Zahl ihrer Kinder planen, so wird ihr Planen vielleicht eher durch gewisse Leitbilder, die in der sozialen Umgebung vorherrschen, als durch persönliche Motive beeinflusst. Es wäre demnach nicht nach einzelnen psychischen Faktoren zu forschen, sondern nach den herrschenden Leitbildern in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Die Kenntnis dieser Leitbilder und der sozialen Strukturen wäre also von großer Bedeutung für die Voraussage der künftigen Entwicklung der Bevölkerung, und ihre Erforschung würde zu einer wichtigen Aufgabe der Bevölkerungswissenschaft.

Die erste große Studie in dieser Richtung wurde 1955 in den USA durchgeführt.² Eine weitere Studie erfolgte etwas später unter der gleichen Leitung in der *Deutschen Bundesrepublik*.³ Die Ergebnisse dieser Untersuchungen haben ein neues Licht auf die gegenwärtige demographische Lage in den Industrieländern geworfen. In beiden Studien konnte eine erhebliche Übereinstimmung unter den Frauen aus verschiedenen sozialen Schichten und Bevölkerungsgruppen sowohl in ihren Vorstellungen von der idealen Familiengröße als auch in ihren Wünschen festgestellt werden. Die Untersuchungen in Zürich beschränkten sich auf die Bevölkerung der Stadt. Die Interviews wurden im Juni 1962 von Universitätsstudenten, die im Sommersemester 1962 durch eigene Übungen darauf vorbereitet worden waren, durchgeführt. Aus der Gesamtheit der in Zürich wohnenden Ehefrauen schweizerischer Nationalität im Alter bis 35 Jahren wurde eine Zufallsstichprobe im Umfange von 1/60 gezogen.

Die Interviews, die einem minutiös durchdachten und zuvor getesteten Fragebogen folgten, konzentrierten sich auf die Ermittlung von drei Dingen:

- ▶ Die «voraussichtlich endgültige» Familiengröße
- ▶ Die «gewünschte» Familiengröße
- ▶ Die «ideale» Familiengröße.

Die «voraussichtlich endgültige» Familiengröße
Von den 339 befragten Ehefrauen rechneten

- 44,8 % mit 2 Kindern
- 25,1 % mit 3 Kindern
- 20,9 % mit weniger als 2 Kindern
- 9,2 % mit mehr als 3 Kindern.

Dieses Bild zeigt ein starkes Übergewicht der Kleinfamilie in der städtischen Bevölkerung. Der überwiegende Teil der

¹ Whelpton and Kiser, *Social and Psychological Factors Affecting Fertility*, 5 Vol., New York 1946ff.

² Freedman R., Whelpton P. and Campbell A., *Family Planning, Sterility and Population Growth*, New York 1959.

³ Freedman R., Baumert G. and Bolte M., *Expected Family Size and Family Size Values in West Germany*, in: *Population Studies* 13 (1959/60).

befragten Frauen, d. h. über 2/3 oder fast genau 70 % rechneten mit einer endgültigen Familiengröße von zwei oder drei Kindern. Das Mittel aller Befragten lag bei 2,2 Kindern pro Familie.

Die «gewünschte» Familiengröße

Die Frage nach der voraussichtlich endgültigen Familiengröße wurde durch die Frage nach der «gewünschten» Familiengröße ergänzt.

Die Frage mußte natürlich so formuliert werden, daß die Frau sich von ihrer Situation im Zeitpunkt des Interviews lösen konnte. Denn es war anzunehmen, daß z. B. eine Mutter, die bereits drei Kinder hatte, gewisse Hemmungen empfinden würde, weniger als drei Kinder für die «gewünschte» Familiengröße anzugeben. So lautete die Frage: «Wir haben bis jetzt über die voraussichtliche Kinderzahl gesprochen. Nun, wenn Sie ihr Leben nochmals beginnen und genau so viele Kinder haben könnten, wie Sie sich wünschen, wie viele Kinder würden es dann sein?» Nach dieser Frage folgte noch eine weitere, die sich nach dem Wunsch des Mannes erkundigte, ferner eine dritte, welche die von der Ehefrau vor der Heirat gewünschte Zahl der Kinder feststellen sollte.

Die 333 erteilten Antworten ergaben folgendes Bild:

- 49,5 % wünschten sich 2 Kinder
- 25,9 % wünschten sich 3 Kinder
- 5,4 % wünschten sich weniger als 2 Kinder
- 19,2 % wünschten sich mehr als 3 Kinder.

Die Konzentration auf 2-3 Kinder ist bei der «gewünschten» Familiengröße noch stärker als bei der «voraussichtlich endgültigen» Familiengröße. 75,4 % aller Frauen wünschten sich eine Familie von 2-3 Kindern. Das Mittel aller Befragten lag bei 2,7 Kinder pro Familie. Diese Zahl ist etwas größer als die voraussichtlich endgültige Familiengröße. Bei 44,8 % entsprach die endgültige Familiengröße der gewünschten; bei 39,8 % jedoch war die «endgültige» Familiengröße kleiner als die «gewünschte».

Diese Diskrepanz ergibt sich zunächst daraus, daß die Antworten über die gewünschte Kinderzahl bei einigen Frauen als Ausdruck der unerfüllten oder unerfüllbaren Wünsche zu werten sind. Ein zweiter Grund ist die Unfruchtbarkeit, beziehungsweise die herabgesetzte Fruchtbarkeit mancher Frauen. Zwanzig der Befragten werden voraussichtlich kinderlos bleiben, obwohl nur sechs davon sich keine Kinder wünschen. Ebenso werden 51 Frauen nur ein Kind haben, obwohl nur 12 davon sich eine so kleine Familie wünschen.

Die «ideale» Familiengröße

Über die Frage nach der «gewünschten» Kinderzahl hinaus wurde noch die Frage nach der «idealen» Familiengröße gestellt. Während die erstere vor allem die persönlichen Neigungen und Wünsche der Ehefrauen zu erfassen suchte, wollte die Frage nach der «idealen» Familiengröße mehr das vorherrschende «Leitbild» herausfinden. Sie wollte die soziale Norm feststellen, die man nicht unbedingt für die eigene Familie, sondern für die «Schweizer Familie im allgemeinen» für richtig hält. Von den 338 Antworten betrachteten als «ideale» Familiengröße:

- 309 Frauen 2 oder 3 Kinder
- 7 Frauen weniger als 2 Kinder
- 22 Frauen mehr als 3 Kinder.

Also 97 % aller Ehefrauen gaben 2-4 Kinder als die «ideale» Familiengröße an. Diese Zahl deckt sich weithin mit der amerikanischen und deutschen Erhebung.

In der amerikanischen Untersuchung bezeichneten 94 %, in der deutschen Erhebung etwas mehr als 94 % 2-4 Kinder als «ideale» Familiengröße.

Konfession und Kinderzahl

Im Lichte der neuesten Untersuchungen über die Ehefruchtbarkeit in verschiedenen sozialen Schichten werden offenbar jene Unterschiede immer mehr verwischt, die früher am deutlichsten hervortraten, d. h. die Unterschiede zwischen den verschiedenen Einkommens-, Bildungs- und Berufsgruppen.

In der städtischen Bevölkerung scheint heute nur noch die Konfession einen gewissen Einfluß auf die Fruchtbarkeit auszuüben.

Von den 339 befragten Frauen waren:

- 130 katholisch (42 davon lebten in Mischehe)
- 200 protestantisch (36 davon lebten in Mischehe).

Die Antworten ergaben folgendes Bild:

Konfession der Ehefrau	Familiengröße		
	endgültige Kinderzahl	gewünschte Kinderzahl	ideale Kinderzahl
Katholisch	2,3	2,9	2,5
Protestantisch	2,1	2,6	2,3

Die katholischen Frauen weisen eine etwas höhere Fruchtbarkeit als die protestantischen auf. Im Zeitpunkt der Befragung hatten die katholischen Ehefrauen im Durchschnitt bereits 1,43 Kinder, die protestantischen 1,25 Kinder. Auch die von den katholischen Frauen angegebene «gewünschte» und «ideale» Familiengröße liegt über derjenigen, die von den protestantischen Frauen genannt wurde.

Schlußfolgerungen

Aus dieser einen Umfrage in Zürich auf relativ kleiner Basis können natürlich noch keine weittragenden Folgerungen gezogen werden. Zur richtigen Beurteilung des Fruchtbarkeitsniveaus und der Schwankungen der ehelichen Fruchtbarkeit müßten die Umfragen nach einigen Jahren wiederholt werden. Man könnte dann feststellen, ob die von den Frauen für die Zukunft als wahrscheinlich angegebene Kinderzahl tatsächlich erreicht wurde, und ob die Wünsche nach einer bestimmten Kinderzahl sowie die Vorstellungen von der «idealen» Familiengröße relativ konstant blieben oder aber großen Schwankungen unterliegen. Im Falle der Bewährung der angewandten Methode könnte sie zu einem wichtigen Werkzeug der Bevölkerungsanalyse werden. Wiederholte Untersuchungen könnten einen Hinweis auf die künftige Fruchtbarkeitsentwicklung geben.

Ein Ergebnis dürfte bereits feststehen und von großer Bedeutung sein. Die empirischen Forschungen bestätigen die Einsicht, daß es vor allem die sozialen Kräfte sind, welche die Familiengröße und damit auch die Bevölkerungsentwicklung bestimmen und nicht die von Mensch zu Mensch unterschiedlichen psychischen Faktoren, wie in den früheren Studien gern postuliert wurde. Die genauere Deutung dieser Feststellung läßt zwei Erklärungen zu:

Die eine setzt eine sogenannte Motivationsstruktur voraus. Sie besagt in unserem Fall, daß in der modernen Industriegesellschaft die soziale und wirtschaftliche Umgebung immer einheitlicher wird, und daß deshalb die Menschen, die unter dem Einfluß gleicher sozialer und wirtschaftlicher Faktoren stehen, zu gleichen Entscheidungen geführt werden.

Die andere Erklärung geht dahin, daß sich in der modernen Gesellschaft ein allgemeines Leitbild entwickelt hat, das von allen Schichten und Bevölkerungsgruppen übernommen wird. Nach diesem herrschenden Leitbild würden in der Gegenwart 2-4 Kinder als «ideale» Familiengröße gelten (mit einer starken Konzentration auf 2 Kinder). Die Entscheidungen der einzelnen Ehepaare würden unmittelbar von diesem allgemeinen Leitbild beeinflusst und nicht von diesen oder jenen sozialen oder wirtschaftlichen Faktoren.

Beide Erklärungen werden ihr Körnchen Wahrheit haben. Vielleicht aber dürfte heute tatsächlich das Leitbild der Gesellschaft die größere Rolle spielen.⁴ A. E.

⁴ Vgl. auch die kürzlich erschienene interessante Arbeit von D. Hanhart, Der Zürcher Arbeiter und sein Leitbild von der idealen Familiengröße, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 99 (1963) 482ff.

DAS BISCHOFSKOLLEGIUM AUF DEN SYNODEN VOR NICÄA

Die Diskussionen auf dem Konzil haben dem Problem der Kollegialität der Bischöfe eine große Aktualität verliehen.

Im Grund geht es um die Frage, welche Struktur unser Herr seiner Kirche eingestiftet hat und in welchem Sinn die Bischöfe Nachfolger der Apostel sind. Im allgemeinen ist man sich wenigstens darüber einig, daß Christus, der Petrus zum Fundament der Kirche gemacht hat, ihn als das Haupt des Kollegiums der Apostel einsetzte, die unter seiner Führung an der Regierung der Urkirche teilhatten.

Zwei Auffassungen über die Struktur der Kirche

Die Kollegialität im Kirchenregiment, die es in der apostolischen Zeit gab, verschwand, so meinen die einen, nach dem Tod der Apostel und wurde durch ein rein monarchisches System ersetzt, das jede Art von Kollegialität ausschließt. Anders ausgedrückt:

Der Nachfolger Petri regiert heute über die einzelnen Bischöfe, die in keiner Weise ein Kollegium bilden und die nicht als Kollegium auf das Apostelkollegium gefolgt sind. Infolgedessen haben sie keinerlei Anteil an der Regierung der Gesamtkirche, es sei denn, der Papst würde ihnen durch die Einberufung eines ökumenischen Konzils dieses Recht verleihen. Nach anderen ist die Struktur der Kirche die folgende: Nach dem Willen Christi folgt das Kollegium der Bischöfe mit dem Nachfolger Petri an der Spitze auf das Kollegium der Apostel mit Petrus an der Spitze und hat daher das Recht, an der Regierung der Kirche teilzunehmen. Im Vollsinn wird dieses Recht im ökumenischen Konzil ausgeübt; es ist aber bereits vor dessen Einberufung vorhanden. Diese Teilnahme besagt selbstverständlich nicht, daß der Papst für jede seiner Entscheidungen der Zustimmung des Bischofskollegiums bedarf.

Welche von den beiden Auffassungen ist die richtige?

Die Frage ist nicht neu. Schon Josef Kleutgen behandelte sie zum Beispiel in seinem Kirchenentwurf, den er für das erste Vatikanische Konzil vorbereitet hatte. Er spricht darin von dem «Corpus episcoporum» (der Körperschaft der Bischöfe), die an der Regierung der Gesamtkirche Anteil hat (Mansi, 53, col. 321). Die Bischofschaft, sagt Kleutgen, kann auf Grund der Verheißung, die Christus dem Apostelkollegium gegeben hat: «Siehe, ich bin bei euch» (col. 322), nicht in die Irre gehen.

Die Bedeutung der christlichen Frühgeschichte

Die Frage – so möchte es uns scheinen – kann nicht allein auf Grund der Heiligen Schrift entschieden werden und auch nicht im vornherein auf Grund juridischer Begriffe, denn man kann nicht ohne weiteres voraussetzen, daß Christus seine Kirche römischen Rechtsdenken entsprechend gebaut habe.

Die von Christus gegründete Kirche begab sich auf den Weg durch die Jahrhunderte mit der Struktur, die der göttliche Meister ihr eingestiftet hatte. Wir müssen also nur die Geschichte der Kirche studieren, um die Struktur zu finden, die der ihr verheißene Heilige Geist stets unversehrt oder doch wenigstens im wesentlichen unverändert bewahrt hat. Die ersten Jahrhunderte der Kirche sind dabei naturgemäß von besonderer Bedeutung, weil sie uns die einfachste und ursprünglichste Gestalt der Regierung aufzeigen. Wir wollen daher rein geschichtlich das tatsächliche Verhalten der Bischöfe in den ersten Jahrhunderten untersuchen: Handelten sie als einzelne, von denen jeder ausschließlich seinen kleinen Teil der Kirche regierte, und waren sie miteinander einzig durch die oberste Autorität des Bischofs von Rom verbunden, oder handelten sie als ein Kollegium, das sich für die Gesamtheit der Kirche verantwortlich fühlt – zunächst für eine bestimmte Gegend und dann für die ganze Welt? Zur Lösung der Frage scheint das Studium der Geschichte der ersten Regionalsynoden von Bedeutung, auf denen sich eine Gruppe von Bischöfen mit

Fragen beschäftigte, welche die ganze Kirche einer Gegend betrafen. Wir wollen prüfen, ob diese Vielheit von Bischöfen wirklich ein Kollegium bildet, das sich den einzelnen Bischöfen gegenüber als übergeordnete Instanz betrachtet und das ihnen verpflichtende Weisungen erteilt.

Die geschichtlichen Quellen

Die wichtigsten Quellen, durch die wir über die ersten Synoden, wenn auch nur recht bruchstückhaft, etwas wissen, sind die folgenden: die Kirchengeschichte des Eusebius, dem noch eine Sammlung von «Synodalbriefen» der alten Kirchenversammlungen vorlag, die uns nicht erhalten blieb; dann die Briefe des hl. Cyprian, die uns viele Aufschlüsse über die afrikanischen Synoden seiner Zeit geben. Das erste vollständige Protokoll, das wir besitzen, ist das der Synode von Carthago (September 256). Ferner ist uns ein vollständiger Synodalbrief der Synode von Antiochien aus dem Jahr 324 erhalten. Dekrete und Canones haben wir erst von den Synoden des vierten Jahrhunderts, beginnend mit der von Elvira (um 306).

Die erste Voraussetzung für das Zusammenkommen von Bischofsversammlungen war das Bewußtsein der Bischöfe der Frühzeit, verantwortlich zu sein, nicht bloß für ihren eigenen kleinen Sprengel, sondern gleichzeitig auch für das Wohl der Gesamtkirche. Die Briefe des heiligen Ignatius von Antiochien sind ein sprechendes Zeugnis für diese Tatsache. Eusebius besaß noch eine ähnliche Briefsammlung des Dionysius von Corinth (um 160), die eine solche Sorge für alle Kirchen bezeugt. Der Brief des heiligen Polycarp und seiner Presbyter an die Kirche von Philippi beweist ebenfalls das Bewußtsein der Solidarität und der Verantwortung für alle. Diesen Gedanken spricht der heilige Cyprian ganz ausdrücklich aus in seinem Brief an den römischen Klerus zur Zeit der Sedisvakanz nach dem Tode des Papstes Fabian (250). Er schreibt: «Wir müssen uns alle gemeinsam um die gute Verwaltung der Kirche kümmern.» Die römischen Presbyter antworteten im gleichen Sinne: «Es geziemt sich, daß wir alle für den Leib der ganzen Kirche, deren Glieder über die verschiedenen Provinzen verstreut sind, wache Sorge tragen.» Nach Batiffol will das «wir alle» heißen: alle Vorsteher der Einzelkirchen.

Allgemeiner Überblick

Bevor wir nun auf für unsere Frage wichtige Einzelheiten eingehen, wollen wir einen kurzen Überblick über die wichtigsten Synoden vor dem ökumenischen Konzil von Nicäa geben.

Die ältesten Bischofsversammlungen, die man jedoch noch nicht als eigentliche Synoden ansprechen kann, fanden aus Anlaß der Wahl eines neuen Bischofs statt. Die einzelnen Kirchen mit einem Bischof an der Spitze standen nie allein, sie fühlten sich als Teil der universalen Kirche. Deshalb betraf die Wahl eines Bischofs nicht nur die örtliche Gemeinde, sondern die ganze Kirche, und mußte gewissermaßen von ihr gutgeheißen werden. Deshalb nahmen an ihr auch die zunächst gelegenen Bischöfe als Vertreter der Universalkirche teil und die Weihe des Erwählten stand ihnen zu. Dieser Brauch ist uns schon für den Anfang des dritten Jahrhunderts bezeugt; er muß aber noch älter sein (Fr. Fr. X. Funk, Kirchengesch. Abhandlg. II, S. 24). Cyprian sagt, dieser Brauch sei in der göttlichen und apostolischen Tradition begründet (Brief 67,5 Hartel 739). Freilich handelt es sich hier nur um Versammlungen von Lokalkirchen, erweitert durch die Anwesenheit einiger fremder Bischöfe.

Die ersten eigentlichen Synoden, von denen wir wissen, waren die in Kleinasien gegen die Montanisten in den Jahren zwischen 170 und 180. Es folgten die Synoden über die Frage des Osterdatums in Kleinasien, in Palästina und anderswo, die vermutlich von Papst Viktor I. (189–199) angeregt wurden. Um das Jahr 190 wurde Bischof Noeto als Häretiker von einer Bischofsversammlung in Smyrna verurteilt.

Im dritten Jahrhundert wurden die Synoden bereits viel zahlreicher. Um 230 haben wir zwei Synoden gegen Origenes. Um die Mitte des Jahrhunderts befaßten sich die römischen und afrikanischen Synoden mit der Frage der «lapsi», das heißt mit der Regelung der Wiederezulassung Abgefallener zur Kirche. Dabei nahmen sie Stellung gegen den Rigorismus des Novatian. Etwas später ging es um das Problem der Gültigkeit der Taufe durch Häretiker. Über diese Frage wurde auch in Iconium zwischen 230 und 235 eine Synode abgehalten. Von großer Bedeutung sind die Konzilien in Antiochien von 264 und 268, die zur Absetzung des Bischofs der Stadt, Paul von Samosata, führten. Die ersten Synoden des vierten Jahrhunderts hatten es mit der Frage der «lapsi» und mit dem Donatismus zu tun. Hier sind zu nennen: Elvira (um 306), Rom (313), Arles (314), Ancyra (um 314), Neocäsarea (zwischen 314 und 325) und Antiochien (324), wo es bereits um Fragen des Arianismus ging. Das eigentliche Ursprungsland der Synoden ist der Osten. Dort wurden die ältesten Bischofsversammlungen gehalten, und dort waren die Synoden am häufigsten. Im Westen kommt es, abgesehen von Rom und Afrika, erst zu Beginn des vierten Jahrhunderts zu eigentlichen Synoden.

Noch eine Vorbemerkung sei gestattet, ehe wir auf Einzelheiten eingehen: die Synoden des 2. und 3. Jahrhunderts im Osten (abgesehen von denen in Ägypten) wurden abgehalten zu einer Zeit, als man von einer gebietsmäßigen Organisation in Metropolen und Patriarchate noch kaum reden konnte und es noch kein positives Kirchenrecht gab, das als Norm für diese Versammlungen hätte gelten können. Es gab auch noch keine Metropolen und noch keine Patriarchen, denen etwa das Recht zugestanden wäre, Synoden zu berufen. Die Gebiete, aus denen Bischöfe zusammenkamen, entsprachen durchaus nicht immer den bürgerlichen Provinzen. Der Versammlungsort war nicht immer die Hauptstadt der Provinz. Den Vorsitz führte nicht notwendig der Bischof dieser Hauptstadt, sondern der Ortsbischof oder der amtsälteste oder sonst ein besonders hervorragender Bischof. Nach Gustav Bardy gab es sogar noch gegen Ende des dritten Jahrhunderts keine klaren kirchlichen Gruppenbildungen, wie etwa Metropolen (Bardy, *La Theologie ...*, 306). Die Synoden der ersten Jahrhunderte erklären sich also einzig aus dem spontanen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Verantwortung für die ganze Kirche, das die Bischöfe besaßen. Jedesmal, wenn eine Frage auftauchte, die nicht von einem einzelnen Bischof entschieden werden konnte, sondern gemeinsame Beschlußfassung der Bischöfe einer ganzen Region verlangte, kam man eben auf die Initiative irgendeines Bischofs hin zusammen. Ein konkretes Beispiel hierfür haben wir im Synodalschreiben des Konzils von Antiochien (324): Eusebius von Isaurien, der das Konzil zustande brachte, erzählt hier, wie es dazu kam. Bei einem gelegentlichen Besuch in der Stadt fand er eine große Verwirrung. Der Bischofsstuhl war gerade vakant, gewisse Leute verbreiteten falsche Lehren und säten Zwietracht. Eusebius sah ein, daß er allein nicht imstande war, hier Ordnung zu schaffen. Deshalb holte er seine Kollegen aus den benachbarten Gegenden zusammen: aus Palästina, Arabien, Phönizien, Syrien, Cilicien, ja sogar aus Kappadozien, um gemeinsam über die Angelegenheiten der Kirche von Antiochien zu beraten.

Die Synoden im einzelnen

Die ersten eigentlichen Synoden waren die gegen die Montanisten. Hier kamen die Vertreter verschiedener Partikularkirchen zusammen, um über eine Frage zu beraten, die alle anging, die aber eine Einzelkirche von sich aus allein nicht lösen konnte und die eine gemeinsame einheitliche Lösung für alle Kirchen der Gegend verlangte.

Konkret ging es um die Frage: Wie wollte man die Montanisten, diese Propheten, die im Verdacht der Schwarmgeisterei standen, behandeln? Es ging nicht an, sie in der einen Stadt von sich zu weisen und sie nebenan in einer anderen Stadt aufzunehmen. Gemeinsame Beschlüsse waren also notwendig. Wie das vor sich ging, wissen wir aus dem Bericht eines Anonymus, der sich bei Eusebius findet: «Da andererseits der freche Geist (Montanus) die ganze, überall unter dem Himmel verbreitete Kirche zu lästern lehrte, weil der Lügenprophet weder Ehre noch Zutritt bei ihr erhielt, so kamen die Gläubigen Asiens wiederholt an verschiedenen Orten zusammen, prüften die neue Lehre, erkannten ihre Gemeinheit und verurteilten die Sekte, worauf diese Leute aus der Kirche hinausgeworfen und aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden» (Hist. Eccl., V, 16, 10). Es kamen also Vertreter vieler Einzelgemeinden zu Versammlungen an verschiedenen Orten zusammen.

Wer waren diese Repräsentanten?

In erster Linie kommen die von den Gemeinden erwählten Vorsteher, also die Bischöfe und Presbyter, in Betracht. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß auch Laien dabei waren. Die Aufgabe der Synoden war es, die Häresie zu verurteilen. Der Ausschluß der einzelnen Häretiker war sodann Sache der einzelnen Gemeinden.

Im «Libellus Synodicus» haben wir noch späte Nachrichten aus dem 9. Jahrhundert über diese Synoden gegen die Montanisten. Hefele gibt sie jedoch mit einem gewissen Vorbehalt wieder. Wie auch immer, nach dieser Quelle hätte eine dieser Versammlungen in Hierapolis in Phrygien stattgefunden. In dieser Gegend war der Montanismus besonders stark. Der Bischof der Stadt, Apollinaris, ein hervorragender Bekämpfer der Irrlehre, berief die Synode. Es nahmen außer ihm noch 26 Bischöfe teil. Man verurteilte die falschen Propheten Montanus und Maximilla. Hierapolis besaß keinerlei politischen Vorrang; es war nicht die Hauptstadt der Provinz Asien, zu der Phrygien gehörte. Die Initiative eines besonders hervorragenden Bischofs irgendeiner Stadt führt also zur Synode. Ihre Grundlage ist allein das Bewußtsein der Bischöfe, gemeinsam für die Erhaltung des wahren Glaubens verantwortlich zu sein.

Über die Frage der rechten Osterfeier fanden zur Zeit des Papstes Viktor I. in verschiedenen Gegenden Synoden statt; so in Pontus, Asien, Palästina, Osroene und auch in Gallien. Daß diese Versammlungen auf Veranlassung Viktors abgehalten wurden, liegt nahe, da sonst die gleichzeitige Feier so vieler Synoden über dieselbe Frage kaum zu erklären ist.

Ein positives Zeugnis dafür haben wir allerdings nur für die Synode in der Provinz Asien. Jedenfalls, wenn im ersten Band der «Acta Romanorum Pontificum», den die päpstliche Kommission für die Redaktion des orientalischen Rechtsbuches herausgibt, im Titel der hierher gehörigen Dokumente gesagt wird: «Auf Befehl des Vorstehers der römischen Kirche, Viktor, werden in der ganzen Kirche Synoden abgehalten», dann behauptet der Titel mehr als was tatsächlich in den Dokumenten enthalten ist! Der einzige Text, der einen Hinweis auf die Initiative Roms enthält, findet sich im Brief des Polykrates von Ephesus an die Kirche von Rom. Er lautet: «Ihr habt es für gut erachtet, die Bischöfe zusammenzurufen.»

Eusebius berichtet über die Ereignisse: «Es fanden daher (wegen der Osterfrage) Konferenzen und gemeinsame Beratungen von Bischöfen statt, und alle gaben einstimmig durch Rundschreiben die kirchliche Verordnung heraus, daß das Geheimnis der Auferstehung des Herrn an keinem anderen Tag als am Sonntag gefeiert werden könne und daß wir erst an diesem Tag das österliche Fasten beenden dürfen.» – «Noch jetzt ist ein Schreiben der damals in Palästina versammelten Bischöfe vorhanden, von welchen Bischof Theophilus von Cäsarea und Bischof Narcissus von Jerusalem den Vorsitz führten. Es liegt auch ein anderes Schreiben über dieselbe Frage vor von denen aus Rom, das als Bischof den Viktor angibt. Außerdem haben wir einen Brief der Bischöfe des Pontus, deren Vorsitzender Palmas als Ältester war. Dann ein Schreiben der Diözesen in Gallien, denen Irenäus vorsteht. Ferner ein Schreiben der Bischöfe von Osroene und den dortigen Städten, ein weiteres von Bacchyles, dem Bischof von Corinth, und andere Schreiben von sehr vielen anderen Bischöfen, die sich alle im selben Sinne äußern» (Hist. Eccl., V, 23, 2-4).

Über das Konzil in Palästina heißt es: «Die vor kurzem erwähnten Bischöfe von Palästina, nämlich Narcissus und Theophilus sowie Cassius, Bischof von Thyrus, Clarus, Bischof von Ptolemais, und die mit ihnen versammelten Bischöfe behandelten ausführlich die durch apostolische Überlieferung auf sie gekommene Erblehre bezüglich des Osterfestes, und sie schlossen ihr Schreiben mit den Worten: Die Exemplare unseres Briefes sollen an alle Kirchen gesandt werden, damit wir nicht schuldig werden an den Seelen, die durch verschiedene Irrtümer zugrunde gehen» (Hist. Eccl., V, 25).

Deutlich tritt hier das Verantwortungsbewußtsein der Bischöfe für die ganze Kirche zutage, und es ist auch klar, daß es sich nicht nur um eine Antwort auf eine Anfrage des Bischofs von Rom handelt. Der Synodalbrief wird allen Kirchen und nicht nur der Kirche von Rom zugeschickt.

Über das Konzil in Asien unter Vorsitz des Polykrates, des Bischofs von Ephesus, berichtet Eusebius: «An der Spitze der Bischöfe Asiens, die behaupteten, man müsse an dem ihnen von altersher überlieferten Gebrauch (was die Osterfeier angeht) festhalten, stand Polykrates. In dem Brief, den er an Viktor und die römische Kirche schrieb, äußerte er sich über die Überlieferung, die auf ihn gekommen sei, also –» (ich übergehe die Einzelheiten. Polykrates lehnt den römischen Brauch mit Berufung auf die entgegenstehende ebenfalls apostolische Überlieferung Asiens ab). Dann fährt Eusebius fort: «Dem fügte er über die Bischöfe, die bei ihm waren, als er das Schreiben abfaßte, und die seine Meinung teilten, folgendes bei: Ich könnte die Bischöfe erwähnen, die bei mir waren und deren Einberufung durch mich ihr für gut gehalten habt und die ich auch einberufen habe. Wollte ich ihre Namen niederschreiben, ihre Zahl wäre groß. Obwohl sie wissen, daß ich ein unbedeutender Mensch bin, so stimmen sie doch meinem Briefe zu» (Hist. Eccl., V, 24).

Hier und nur hier, wird ausdrücklich erwähnt, daß die Bischofsversammlung auf Wunsch oder auf Verlangen des Bischofs Viktor von Rom einberufen wurde. Polykrates betont die große Zahl der Bischöfe, die hinter ihm stehen. Er betrachtet sich nicht als ihr Vorgesetzter. Er handelt vielmehr als *primus inter pares*. Eusebius spricht nur von einberufenen Bischöfen, nie von Presbytern, die die Frage entscheiden sollten. Die Bischofsversammlungen wollen, daß ihre Entscheidungen allen Einzelkirchen mitgeteilt werden, um ihnen Direktiven zu geben.

Welches Bild ergibt der genannte Bericht des Eusebius über die Kirchenorganisation am Ende des zweiten Jahrhunderts? Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß die Synode in einer politischen Hauptstadt stattfindet und daß der Bischof der Hauptstadt ihr vorsteht. Wo die Synode der Provinz Asien stattfand, wird nicht gesagt, vielleicht, aber nur vielleicht, in der Hauptstadt Ephesus. Den Vorsitz führte wie ein *primus inter pares* der Bischof von Ephesus, der sich aber nicht als den andern übergeordnet ansah.

Auch von Palästina wird nicht gesagt, ob das Konzil in der Hauptstadt, Caesarea, abgehalten wurde. Es präsidieren die Bischöfe von Caesarea und von Jerusalem, das damals politisch ganz unbedeutend war.

In Pontus führt der Bischof der Hauptstadt, Amastris, den Vorsitz. Aber nicht deshalb kommt ihm die Präsidenschaft zu, sondern weil er, wie Eusebius betont, «der Älteste war».

Die Abhaltung der Synoden war also damals noch keinen festen Regeln unterworfen; eine genau festgelegte Kirchenorganisation gab es noch nicht. Wenn wirklich – wie man mit gutem Recht vermuten kann – der Bischof von Rom, Viktor, die Einberufung all dieser Synoden veranlaßt hat, dann haben wir hier den ersten Fall, daß das Bischofskollegium in weiten Gebieten der Kirche als durch sein gottgesetztes Haupt, den Bischof von Rom, zusammengehalten in Erscheinung tritt. Jedenfalls wollte Papst Viktor die Frage nicht allein entscheiden, sondern sich der Mitarbeit seiner Brüder im Episkopat bedienen, die, über die ganze Erde verstreut, sich in Synoden zusammenfanden, um kollegial – im Bewußtsein ihrer Verantwortung für die universale Kirche – in Erscheinung zu treten.

Weitere Synoden

Die Synoden über den Osterstreit, über die wir verhältnismäßig gut informiert sind, waren aber durchaus nicht die einzigen dieser Zeit. Tertullian erwähnt gelegentlich Konzilien «per Graecias», das heißt im östlichen, griechischen Teil des Reiches, die von den Bischöfen aller Einzelkirchen abgehalten wurden, um Fragen von großer Bedeutung gemeinsam zu behandeln. So trat – nach Tertullian – die Christenheit als Ganzes in Erscheinung.

Als Tertullian dies schrieb, war er schon Montanist. Es wäre aber abwegig, daraus zu folgern, daß Tertullian hier nur von montanistischen Versammlungen rede. Er spricht von der ganzen Christenheit und von allen Kirchen.

Dazu wird er nun doch wohl nicht ausschließlich die Montanisten rechnen. Allerdings ist in diesem Text nicht von Bischöfen die Rede. Daß sich auf den Konzilien aber mindestens vor allem Bischöfe versammelten, wissen wir aus den Texten bei Eusebius über die Synoden wegen des Osterstreites. Hefele führt die Stelle an als Zeugnis für die Existenz von Konzilien ganzer Gegenden über die Grenzen der Provinzen hinaus.

Positive Zeugnisse haben wir ferner über eine Synode in Smyrna (um 190), die Noetus, den Bischof dieser oder einer nahe gelegenen Stadt, wegen Häresie verurteilte. Er lehrte, der Vater habe für uns gelitten. Unsere Quelle für diesen immerhin bedeutsamen Fall ist die Schrift des Epiphanius (4. Jahrhundert), «Adversus Haereses», die ihrerseits wieder von Hypolitus abhängt (P. G., 41, 993 ss). Noetus wurde von einer Synode von «seligen Presbytern» abgesetzt. Turner hat in einem Artikel des «Journal of Theological Studies» (XXIII, 1921–22, p. 28–31) den Nachweis geliefert, daß unter diesen «seligen Presbytern» Bischöfe zu verstehen sind. Die Terminologie war zu jener Zeit noch nicht so festgelegt wie heute. Ein Kollegium von einfachen Priestern hätte einen Bischof nicht verurteilen und absetzen können.

Wir haben also hier schon einen klaren Fall, daß ein Kollegium von Bischöfen Autorität über den Einzelbischof beansprucht, und zwar in solchem Maß, daß dieses Kollegium sich das Recht beimißt, über den Einzelbischof zu richten und ihn sogar seines Amtes zu entheben. Tatsächlich gab es in jener Zeit keine andere Möglichkeit für die Kirche, einen häretischen Bischof loszuwerden. Wie die Dinge damals standen, war Rom noch nicht in der Lage, in den entfernten Provinzen des Orients einzuschreiten. Es blieb nur das Bischofskollegium der Gegend übrig, das über den einzelnen Autorität ausübte.

Besaßen die Synoden wahre Autorität über die einzelnen Bischöfe?

Damit kommen wir zum eigentlichen Kern unseres Problems: Kommt den Bischofsversammlungen eine eigentliche Autorität über die Einzelbischofe zu, und wenn ja, worin ist diese Autorität begründet? Gerade unter dieser Rücksicht wollen wir die Synoden des dritten und vierten Jahrhunderts untersuchen. Wir können im Rahmen eines kurzen Aufsatzes unmöglich alle Einzelheiten dieser zahlreichen Kirchenversammlungen darstellen. Darum wollen wir uns darauf beschränken, es nur unter diesem einen, aber entscheidenden Gesichtspunkt zu betrachten. Sehen wir zuerst die Gründe, die der Annahme, daß sich die Synoden als den einzelnen Bischöfen übergeordnete Autorität betrachteten, zu widersprechen scheinen.

Gründe dagegen

Hans Lietzmann bestreitet in seiner «Geschichte der alten Kirche» (Bd. 2, S. 58/59) den Synoden der Bischöfe jede wirkliche Autorität. Er schreibt: «Auch die Synoden des 3. Jahrhunderts tragen diesen Charakter freier Kundgebungen, deren Gewicht um so größer ist, je mehr Bischöfe an ihnen beteiligt sind ..., aber sie sind nicht Instanzen höherer Art, die dem einzelnen Bischof nach geistlichem Recht übergeordnet wären. Jeder Bischof ist und bleibt Inhaber der vollen apostolischen Lehr- und Zuchtgewalt. Die Synoden sind nur darum stärker, weil sie die zusammengeballte Macht des Episkopats zur Wirkung zu bringen vermögen.» Wenn man bedenkt, daß Cyprian die grundsätzliche Gleichheit aller Bischöfe untereinander lehrte, könnte man geneigt sein, Lietzmann beizupflichten. Auch manche der unter Cyprian abgehaltenen Synoden scheinen, den etwa abwesenden Bischöfen keine Vorschriften machen zu wollen. Im Protokoll der Synode, die am 1. September 256 unter dem Vorsitz Cyprians in Carthago stattfand, wird ausdrücklich betont, daß niemand von den anwesenden Hierarchen sich zum «Bischof der Bischöfe» aufwerfen und seine Kollegen tyrannisieren und ihnen seine Ansicht aufzwingen wolle. Jeder Bischof ist vollkommen frei. Von niemand kann er gerichtet werden und er kann keinen anderen Bischof richten. Nur Jesus Christus hat das Recht, über einen Bischof zu urteilen. Das

und Italien der Vorsitz bestimmten Bischöfen zusteht, nämlich den jeweiligen Oberhirten Alexandriens, Carthagos und Roms.

● Das gesamte Bischofskollegium tritt noch nicht in Erscheinung, und deshalb bleibt auch sein von Christus eingesetztes Haupt im Schatten. Nur im Fall des Osterstreites handelt Viktor, der Bischof von Rom, bereits als Haupt des Bischofskollegiums, indem er den Anstoß zu Synoden in vielen Ländern gab.

● Der tatsächliche Ausfall einer starken Zentralgewalt hat in den ersten Jahrhunderten die Einheit der Kirche in Gefahr gebracht, so im Osterstreit und im Streit um die Taufe der Häretiker. In den ersten Jahrhunderten wurde vorwiegend die kollegiale Seite im Kirchenregiment betont, während heutzutage die monarchische Seite stärker akzentuiert wird. Das Ideal wäre ohne Zweifel die volle Harmonie beider Aspekte.

Wilhelm de Vries, Rom

TOLERANZ, WELTANSCHAUUNG UND RELIGION (Schluß)

Gelebte Toleranz

Ähnlich wie der Begriff und die Begründung echter Toleranz sich dem rationalen Verständnis nicht ohne weiteres öffnen, so ist auch die Verwirklichung echter Toleranz im praktischen Leben nicht immer leicht. Doch dürfen wir uns deswegen nach der rationalen Einsichtnahme dem Rufe nach gelebter Toleranz nicht entziehen. Deshalb auch zu diesem Problemkreis noch einige Anregungen! Die Grundmotive, auf welche meine Anregungen hinweisen wollen, sind diese: Bekenntnismut – Bescheidenheit – Liebe.

Gelebte Toleranz verlangt Bekenntnismut

Bekanntlich ist der Weg von der Erkenntnis zum Bekenntnis oft mühsam und weit. Aber wir müssen ihn gehen – wenn wir konsequent sein wollen. Zudem genügt es nicht, dabei nur das theoretisch Erkannte zu bekennen; vielmehr muß das theoretisch Erkannte zu praktischen und anschaulichen Folgerungen werden, und diese müssen wir dann bekennen: und leben! In diesem Sinne läßt sich aus dem bisher Gesagten etwa folgender Bekenntniskatalog aufstellen:

- Bekenntnis zu unseren eigenen Grundsätzen
- Bekenntnis zu unserer Irrtumsmöglichkeit
- Bekenntnis zur eigenen Unfähigkeit, das Ganze der Wahrheit zu erfassen
- Bekenntnis zur Vielfältigkeit sowohl der natürlichen wie auch der übernatürlichen (geoffenbarten) Wahrheit.

Wenn wir den Mut zu diesen vier Bekenntnissen finden und sie im praktischen Leben auch unter Beweis stellen, dann haben wir bereits viel – aber noch nicht alles für die gelebte Toleranz getan.

Gelebte Toleranz verlangt Bescheidenheit

Echte Toleranz zu leben ist unmöglich ohne Bescheidenheit. Wenn wir nämlich ganz ehrlich mit uns selber sind, dann lebt doch in jedem von irgend etwas überzeugten Menschen die Gewißheit oder doch wenigstens der Wunsch, in einer bestimmten Hinsicht der objektiven Wahrheit am nächsten zu sein. Das ist auch recht so und tut gelebter Toleranz keinen Abbruch – wenn sich die Bescheidenheit dazugesellt. Denn wenn wir mit der erwähnten – der Tolerante weiß es – unsicheren Gewißheit nämlich prahlen, sie ins Licht stellen und uns als Beste bewerten, dann stoßen wir den Andersgesinnten vor den Kopf und töten recht eigentlich die Toleranz; rein theoretische Erkenntnisse oder Bekenntnisse überzeugen ihn nämlich nicht von unserem guten Willen. Dies vermag nur die Bescheidenheit, und darum kann von ihr nicht absehen, wer echte Toleranz üben will.

Bescheidenheit fordert ferner, daß wir uns von dem ganz irri- gen und echter Toleranz widersprechenden Gedanken, uns allein sei alle Weisheit und Erkenntnis gegeben und den andern alle Irrtümer und Fehlurteile vorbehalten, abrupt und endgültig entfernen. Viel wertvoller ist der Gedanke, daß wir überall nach der Wahrheit suchen müssen und deshalb auch von Andersdenkenden lernen können.

Zu einiger Bescheidenheit dürfte schließlich auch die folgende Überlegung veranlassen: Offenbarungswahrheiten – das geht aus ihrem Wesen hervor – sind immer Geschenke, die einzig auf einen Willensakt des Übernatürlichen, nie aber auf irgendwelche Verdienste oder Anrechte der Menschen zurückgeführt werden können. Für solche Geschenke können wir aber nur bescheiden danken und uns an ihnen freuen – mehr nicht.

Gelebte Toleranz verlangt Liebe

In Liebe müssen wir den Akt der Toleranz setzen – nicht aus Besserwisserie heraus oder aus anderen Gründen. Im Geiste der Liebe fallen wir nicht der Gefahr anheim, den Andersgesinnten herauszufordern, ihm das entgegenzuhalten, was uns von ihm trennt. Wir werden uns vielmehr darum bemühen, die gemeinsamen Berührungspunkte herauszufinden und auf diesem gemeinsamen Nenner weiterzusuchen. Aus diesem Grunde steht schon im Epheserbrief die Mahnung, wir müßten die Wahrheit tun in Liebe⁷. Und Hartmann bemerkt dazu sehr treffend: «Die Wahrheit tun in Liebe: das ist der lebendige Kern des Problems der religiösen Toleranz, wie er sich für den Christen stellt ... Immer müssen Wahrheit und Liebe zusammen gewahrt sein. Wie die Wahrheit in Liebe gelebt werden will, so kann wahre Liebe nur in der Wahrheit sein»⁸.

Zur – in Liebe – gelebten Toleranz gehört auch eine Unterscheidung, welche von Papst Johannes XXIII. sehr schön formuliert worden ist: «Man möge ferner immer unterscheiden zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, auch wenn es sich um solche handelt, die im Irrtum oder in ungenügender Kenntnis über Dinge der religiös-sittlichen Werte befangen sind»⁹. Diesen Unterschied zu machen ist sicher nicht immer leicht. Vor allem dürfen wir nicht dem Fehler verfallen, gewisse Lebensäußerungen oder Denkformen von Völkern oder Menschen zu verurteilen, wenn diese nur die Folge (allerdings: die logische und konsequente Folge) ihres Andersseins sind. Liebende Toleranz muß daher immer auch die Auswirkungen eines Andersseins miteinschließen. – Im übrigen verblissen neben den gehörten Stimmen weitere Worte. Ich möchte nur noch anfügen, es möge uns so viel guter Wille und gute Einsicht gegeben werden, daß wir in allen Situationen des Lebens die nötige Liebeskraft zu gelebter echter Toleranz aufbringen.

Schlußfolgerungen

Die richtige Ein-sicht in das Wesen und die Bedeutung der Toleranz führt meines Erachtens zu drei für unsere Gesellschaft und unser Geistesleben sehr heilsamen Lehren. – Als erste dieser Lehren möchte ich die Erkenntnis bezeichnen, daß echte Toleranz eine eminent wichtige Sozialfunktion zu erfüllen vermag. Sie kann nämlich einen wesentlichen Beitrag leisten zur Befriedung der Spannungen zwischen und innerhalb von Menschengruppen. Es würde zu weit führen, dies im ein-

⁷ Eph. 4, 15.

⁸ Hartmann, a. a. O., S. 115.

⁹ Pacem in terris, a. a. O., S. 53.

zelen ausführen zu wollen. Es genügt, hier darauf hinzuweisen, daß überall im praktischen Leben, wo in erster Linie Zweckmäßigkeitserüberlegungen im Vordergrund stehen, echte und gelebte Toleranz zur so wichtigen Kompromißbereitschaft¹⁰ führt.

In unserer wissensdurstigen Zeit, wo nichts so sehr gesucht ist wie neue Erkenntnisse, vermag die Toleranz – zweitens – einen wesentlichen Beitrag zu leisten zur *Mehrung der Wahrheit*. Noch etwas lehrten uns schließlich die bisherigen Ausführungen: das überzeugte und andauernde Leben echter Toleranz stellt hohe Anforderungen sowohl an den Intellekt als auch an den guten Willen des Menschen. Vergessen wir zudem eines nicht! An der Ausgestaltung der von mir gegeißelten falschen Toleranzideen haben Jahrhunderte gearbeitet, und deshalb sind sie sehr tief im Bewußtsein und in der Tradition verwurzelt. Auch aus diesem Grund kann man daher nicht vermuten, daß die richtige Toleranzvorstellung plötzlich in die Gesell-

¹⁰ Jöhr, W. A., *Der Kompromiß als Problem der Gesellschafts-, Wirtschafts- und Staatsethik*, SA aus Recht und Staat, Tübingen 1958, S. 15. Diese Studie ist es wert, vor allem hinsichtlich Toleranzfragen auf nicht-religiösem oder -weltanschaulichem Gebiet konsultiert und beachtet zu werden.

Bücher

Die Beteiligung der Arbeitnehmer an der öffentlichen Gewalt. Ideen und Wirklichkeit der Arbeitnehmerkammern sowie der Wirtschafts- und Sozialräte in Europa von *Raymund Krisam*. (Europäische Aspekte. Eine Schriftenreihe zur europäischen Integration, herausgegeben mit Förderung des Europarates. Reihe D. Nr. 3.) 1962. 352 S., Geb. Hfl. 33,50.

Das Werk, ermöglicht durch ein Stipendium des Europarates, und darum nicht nur auf sekundäre Literatur, sondern auf Studien an Ort und Stelle aufgebaut, ist wohl die beste Darstellung der Beteiligung der organisierten Arbeitnehmerkammern an der öffentlichen Gewalt. Dabei konzentriert sich der Verfasser vor allem auf die Einrichtung der Arbeiterkammern, sowie der Wirtschafts- und Sozialräte in Europa. Gewiß könnte man unter dem Thema auch die Vertretung der Arbeiterschaft durch politische Parteien, durch Gesamtarbeitsverträge (zumal wenn sie allgemein Verbindlichkeit erlangen) und noch einige andere Ansatzpunkte der Vertretung bei der öffentlichen Gewalt behandeln. Aber die Konzentration auf die genannten Einrichtungen hat sich durch eine sorgfältige Darstellung gelohnt. Zumal die Arbeiterkammern in Österreich, das System der überbetrieblichen Räte in den Niederlanden (Stiftung der Arbeit und der Sozial-ökonomische Rat), der Landesrat für Wirtschaft und Arbeit in Italien sind für uns sehr lehrreich.

Nach einer theoretischen Einleitung über Notwendigkeit und Möglichkeiten der Beteiligung organisierter Interessen überhaupt an der öffentlichen Gewalt behandelt der Autor in 10 Kapiteln die historische Entwicklung, den Aufbau und die Tätigkeit der Arbeitnehmerkammern in Österreich, Deutschland (Saarland und Bremen) und in Luxemburg, sowie der Wirtschaftsräte oder Wirtschafts- und Sozialräte (-Ausschüsse oder -Kammern) in Deutschland, Luxemburg, Belgien, den Niederlanden, Frankreich und Italien, ferner bei der Montan-Union, der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und der europäischen Atomgemeinschaft. Ein besonderer Abschnitt ist dem geplanten europäischen Wirtschafts- und Sozialrat des Europarates und ein Exkurs den Bestrebungen der Internationalen Arbeitsorganisation zur Förderung der Zusammenarbeit zwischen den Berufsorganisationen und der öffentlichen Gewalt gewidmet.

Sehr eingehend behandelt der Autor die soziologische Struktur der Träger und Mitglieder der untersuchten Institutionen sowie deren Beurteilung von Seiten der Träger und der staatlichen und überstaatlichen Organe. Zwei Übersichtstabellen mit den wesentlichsten Merkmalen der untersuchten Kammern, Räte und Ausschüsse, ein nach Länder-Kapiteln geordnetes Literatur-Verzeichnis (mehr als 200 Quellen) sowie ein Sach- und Personenregister ergänzen die Ausführungen und bieten Anregungen zur Untersuchung vieler, hier nur angerührter Probleme.

Fast alle der genannten Einrichtungen existieren noch keine 20 Jahre und sind noch in Entwicklung begriffen. Sie suchen einen Grundgedanken berufsständischer Ordnung in eigener, nicht berufsständischer (und heute

schaft einbrechen werde. Der Mensch muß vielmehr langsam zur Toleranz erzogen werden: sie ist ihm durchaus nicht angeboren. Von diesem erziehungsbedürftigen Menschen sagt Hartmann treffend: «Das triebmäßige Verlangen nach Selbstbehauptung, die ursprüngliche Lust, die das Sichdurchsetzen in einer Gruppe oder mit einer Gruppe verschafft, lassen ihn sehr leicht rücksichtslos sein, und die Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung, die in der Toleranz geübt werden, muß er erst erwerben»¹¹. Die beste Erziehung zur Toleranz ist also die Selbsterziehung auf Grund besserer Einsicht. Auch die Folgerung aus dieser Tatsache ist bei Hartmann mit solcher Prägnanz formuliert, daß ich mein eigenes Anliegen nicht besser ausdrücken könnte: «Die persönliche Toleranz verlangt ehrfürchtiges Verhalten zu dem anderen Menschen in seiner Eigenart, Anerkennung seines besonderen Rechtes und seiner Freiheit, Bescheidenheit, die, der eigenen Grenzen bewußt, sich selbst zurückstellt und den anderen gelten und zu Wort kommen läßt; das alles macht eine gesamt menschliche Haltung aus, die nur das Ergebnis eines langen Prozesses der Erziehung und Selbstzucht sein kann»¹². *Lic. oec. D. W. Lerner*

¹¹ Hartmann, a. a. O., S. 162.

¹² Hartmann, a. a. O., S. 162.

vielleicht realistischerer) Form zu verwirklichen, indem sie den Gedanken überbetrieblicher Mitbestimmung ohne Berufsstände im Raum der öffentlichen Gewalt zur Geltung bringen.

Ein verdienstliches und lehrreiches Buch!

Da.

Wilhelm Spael: Das katholische Deutschland im 20. Jahrhundert. Seine Pionier- und Krisenzeiten. 1890–1945. Würzburg 1964. Echter-Verlag, 376 S.

Der frühere Redaktor der «Kölnischen Volkszeitung» Dr. Wilhelm Spael veröffentlicht im Echter-Verlag (Würzburg) ein größeres Werk, in dem er nicht zuletzt dem wissenschaftlichen und literarischen katholischen Deutschland Aufmerksamkeit schenkt. Längere Ausführungen widmet er u. a. Hermann Schell, Albert Ehrhard, Philipp Funk, Karl Muth, Reinhard Johannes Sorge, Martin Rockenbach, Friedrich Muckermann, Hermann Platz, Ernst Thrasolt, Peter Wust und Romano Guardini. Dagegen werden Theodor Haecker, Ludwig Ficker und Jakob Hegner nicht erwähnt. Unter den Zeitungen und Zeitschriften, die Spael näher behandelt, vermißt man die führenden bayerischen Organe: «Augsburger Postzeitung», «Allgemeine Rundschau» und «Der Gerade Weg».

Die politischen Kapitel dieses Buches, die von der Gründung des Gladbacher Volksvereins bis zur katholischen Widerstandsbewegung reichen, informieren leider nicht über zwei ideengeschichtlich sehr wichtige Richtungen: die föderalistische Bewegung um Benedikt Schmittmann und Georg Moenius sowie den Rechtskatholizismus um Eduard Stadtler, Martin Spahn und Othmar Spann.

Handelt das Buch, wie man schon dem Untertitel entnimmt, von den «Pionier- und Krisenzeiten» des deutschen Katholizismus, so stellt Spael leider nicht die doch naheliegende Frage, ob nicht etwa diese «Krisenzeiten» teilweise in den «Pionierzeiten» grundgelegt worden sind.

War z. B. der «Reformkatholizismus» um Kraus, Müller und Schell nicht schon stark «national»? Wurde Windthorst's Forderung nach einer vom Rechtsgedanken ausgehenden Geschichtsrevision nicht schon durch den «Cavour» von Franz Xaver Kraus und den «Großen Kurfürst» von Martin Spahn gröblich mißachtet? War nicht auch schon das Verhältnis des Volksvereinsführers Franz Brandts zum preußisch-deutschen Reich zu positiv? Bedeutete ferner Ernst Liebers Zustimmung zur Flottenvorlage von 1898 nicht gar eine Anpassung an das preußisch-neudeutsche Machtdenken? Schwamm nicht selbst das «Hochland» (Muths Historiker war Spahn) bis in den Ersten Weltkrieg hinein politisch im preußischen Fahrwasser? Und war nicht der um die liturgische Erneuerung verdiente Abt Ildefons Herwegen ein Freund Wilhelms II. und Förderer katholischer Deutschnationaler?

Indes: die hier erwähnten Mängel beeinträchtigen den Wert dieses reichhaltigen Buches nicht sehr; enthält es doch eine Fülle von interessanten Informationen über das Vereinswesen, die Politik sowie das Literatur- und Geistesleben des deutschen Katholizismus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Walter Ferber

Naturrecht oder Rechtspositivismus? Herausgegeben von Werner Maihofer. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1962, 644 Seiten.

Ein trefflicher, sehr nützlicher Sammelband, der 31 Artikel verschiedenster Herkunft, aber alle aus dem deutschen Sprachbereich und aus den letzten 15 Jahren zusammenträgt und mit einem eingehenden gemeinsamen alphabetischen Inhalts- und Autorenverzeichnis versehen. Die 31 Artikel sind aus ebenso vielen sonst schwer zugänglichen wissenschaftlichen Zeitschriften gesammelt und werden so dem vergleichenden Studium in faßlicher Form dargeboten. Außerdem ist eine wertvolle, mehrsprachige und viele hundert Titel umfassende Bibliographie beigegeben, wie sie in dieser Vollständigkeit wohl noch nicht existiert. Ein Vergleich der Artikel zeigt, daß das Naturrecht seit dem Krieg sehr an Boden gewonnen hat – wenn auch weder alle Widerstände überwunden noch auch selbst im Kreise der Naturrechtsverfechter alle Fragen einheitlich gelöst sind.

Am meisten kann der Naturrechtslehre schaden, wenn übereifrige Verfechter allzu viele konkrete historische Gegebenheiten als «ewiges Naturrecht» ausgeben!
Dd.

Utz Arthur: Grundsatzfragen des öffentlichen Lebens. Bibliographie (Darstellung und Kritik), Recht, Gesellschaft, Wirtschaft, Staat. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1960. 446 S., Leinen.

Immenser Fleiß, Blick für das Wesentliche, sichere Urteilskraft, Mut zur Kürze, demütiger Dienst haben sich hier zusammengetan, um ein sehr nützliches Instrument wissenschaftlicher Arbeit zu schaffen. Wertvoll ist, daß sich die hier zusammengetragenen Besprechungen weniger auf Kritik als auf eine fachkundige Inhaltsangabe und Kennzeichnung des geistigen Standortes der verschiedenen Autoren konzentrieren. So weiß man, woran man ist; das Urteil kann man sich selber bilden.
J. Dd.

Gebauer Siegfried: «Familie und Staat». Handbuch zur Familienpolitik in Europa. Impuls-Verlag Heinz Moos, Heidelberg und Berlin, 1961. 144 S., DM 16,80.

Das Buch füllt eine Lücke aus und bietet eine Fülle ausgezeichneten Materials über den Stand der Familien und Familienpolitik in Europa, über die Bestrebungen der Familienverbände, die gesetzlichen und finanziellen Maßnahmen, die verfassungsmäßigen Grundlagen usw. usw. Mit großem Fleiß und ernster Sachkenntnis wurde das Material aus den verschiedensten Quellen gesammelt, mit Blick auf das Wesentliche gesiebt und dargestellt, wobei auch die Zukunft nicht vergessen wurde.

Alle, die sich für Familienpolitik interessieren – und wen mußte sie nicht interessieren? – sollten sich dieses Werkes bedienen.
Dd.

Eine Geschichte der katholischen Unternehmer-Bewegung (The catholic movement of employers and managers) von Joseph B. Gremillion, Gregorian University Press, Rom, Piazza della Pilotta 4, 1961. 217 S., brosch. Eine erste großangelegte, gesamthafte und vergleichende Studie über die Vereinigungen katholischer Unternehmer in der Welt.

Aus einem schüchternen Pflänzchen, vor allem in Belgien und Frankreich, ist besonders seit dem 2. Weltkrieg eine weitverzweigte, wenn auch nur locker geknüpfte Organisation geworden. Seit einigen Jahren treibt sie auch eine bewußte positive Politik: in Italien, in Spanien, in der Aufschlüsselung und sozialen Entwicklung Südamerikas, die so dringend nötig sind! Aus einem Zusammenschluß mehr persönlich-religiöser Art ist ein Gebilde geworden, das sich der Verantwortung des christlichen Unternehmers für die großen Fragen im nationalen und internationalen Raum bewußt geworden ist.

Eine eigene, vertiefte Konzeption christlichen Unternehmertums in der heutigen Welt will diese Dissertation an der päpstlichen Universität in Rom

J. RUDIN

Psychotherapie und Religion

Seele – Person – Gott

Probleme der tiefenpsychologischen Wissenschaft und der praktischen analytischen Erfahrung. 232 S., Leinen Fr. 17.—.

Prof. C. G. Jung in einem Brief an den Verfasser: «Soeben habe ich die Lektüre Ihres Buches beendet. Ich habe es von Anfang bis Ende mit größtem Interesse gelesen, denn es lag mir von jeher am Herzen, eine Brücke zu schlagen – oder wenigstens den Versuch dazu zu wagen – zwischen jenen beiden Disziplinen, die sich mit praktischer Verantwortlichkeit der cura animarum annehmen, also der Theologie einerseits und der medizinischen Psychologie andererseits ... Das ist das nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Ihrer Arbeit, daß es uns ermöglicht, eine weite Strecke des Weges zusammen zu gehen – wie ich hoffe – zu beidseitigem Nutzen.»

WALTER-VERLAG, OLTEN

nicht bieten. Aber der Überblick über die vorhandenen Bewegungen und Bestrebungen unter kundiger Führung ausgearbeitet, ist sehr verdienstlich.

Dd.

Leonard von Matt, Großgriechenland. Begleitender Text von Umberto Zanotti-Bianco. 234 Seiten mit 254 Abbildungen und vier Farbtafeln. NZN-Buchverlag, Zürich, Fr. 52.—. – Nachdem bereits 1959 ein Band über das antike Sizilien erschien, behandelt dieser Band den Süden Italiens, dem die Römer und Griechen den Namen Großgriechenland beilegen. Das Buch beschränkt sich nur auf die griechische Kunst und nur auf Kunstwerke, die in diesem Gebiet geschaffen wurden. Durch diese Beschränkung wird auch ersichtlich, welches der Einfluß der einheimischen Völker auf die griechische Kunst war, die zweifellos erdennäher und realistischer ist als jene des Mutterlandes. Da sich das Buch auf die Kunstwerke beschränkt, die heute noch in Süditalien zu sehen sind, kann jeder Kunstfreund das, was er in diesem Buch findet, auch bei einer Süditalienreise selber bestaunen. Ein Prachtwerk über ein Gebiet, das vielleicht vielen noch unbekannt ist.

Die Schweiz in einer Welt der Entwicklung. Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft, 1962. Redaktion Théo Chopard.

Es war ein ausgezeichnete Gedanke, dieses dynamische Thema im Jahrbuch 1962 behandeln zu lassen. Hier wäre auch mancher treffliche Kommentar zur ebenfalls dynamischen neuen Sozialenzyklika, illustriert und angewandt auf schweizerische Verhältnisse, zu finden.
Dd.

Sellhorst Franz: Geld leihen kostet Geld. Die mathematischen Grundlagen eines Annuitätendarlehens. Ludgerus Verlag, Essen, 1960, 80 Seiten, kart. Fr. 4.80.

Ein erfahrener kirchlicher Finanzmann, Chef der Finanzverwaltung einer großen Diözese, bietet hier einen fachgerechten Überblick über die Kosten der Geldleihen, zum Teil nach neuartigen Berechnungsmethoden. «Dieses Buch ist aus der Sorge um die gute Haushaltwirtschaft eines Bistums und einer Kirchgemeinde entstanden». Das Buch wird Verwaltern von Kirchgemeinden, aber auch von Klöstern, Krankenhäusern, privaten Instituten usw. gute Dienste leisten!
Dd.

Exerzitien

Studentinnen, Studenten, Lehrerinnen, Lehrer, Krankenschwestern, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind zu einem Exerzitienkurs eingeladen.

Thema: Die Zeichen Gottes deuten!

Leitung: Hochw. Herr Pater Hediger, O. P., Luzern.

Termin: Dienstagabend, 11. August bis Sonntagmorgen, 16. August 1964.

Anmeldung: Laienmissionswerk, Villa Beata, Fribourg.

LADISLAUS BOROS

mysterium mortis

Der Mensch in der letzten Entscheidung

207 Seiten, 2. Auflage, Leinen Fr. 16.—

Was geschieht mit uns im Moment des Todes?

«Im Tod eröffnet sich die Möglichkeit zum ersten vollpersonalen Akt des Menschen; somit ist er der Ort des Bewußtwerdens, der Freiheit, der Gottbegegnung und der Entscheidung über das ewige Schicksal.»

Das ist die These des Buches. Eine der erfreulichsten Einsichten der modernen Theologie.

WALTER-VERLAG OLTEN

JOSEF RUDIN

Zu Hochhuths «Stellvertreter»: War das Schweigen Pius' XII. ein Verbrechen?

Sonderdruck aus «ORIENTIERUNG» vom 15. Oktober 1963, 10 Stück Fr./DM 1.-; 100 Stück Fr./DM 9.50; 1000 Stück Fr./DM 90.-
Bestellung: Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2

Die «Orientierung» empfiehlt ihren Lesern das neue Werk ihres Mitarbeiters

1964, 242 Seiten, Leinen
sFr. 16.-

**Walter-Verlag
Olten/Freiburg Br.**

Ladislav Boros

Der anwesende Gott
Wege
zu einer existentiellen Begegnung

Aus der Einleitung:
«Dieses Buch wendet sich an Menschen, die - aus welchem Grund auch immer - in einer ‚Gottesferne‘ leben ... Obwohl es ein philosophisches Werk ist, setzt es keinerlei fachphilosophische Bildung voraus. Nur das ‚unruhige Herz‘. Nur die Erfahrung der eigenen Unzulänglichkeit und der existentiellen Richtungslosigkeit. Hingegen sollen sich jene Menschen vor diesem Buch hüten, die selbstzufrieden sind. Es wurde nicht für sie geschrieben.»

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers, jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** - Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C. P. No 218505. - Deutschland: DM 15.-/8.-. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. - Dänemark: Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Fr. 17.-/9.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. - Italien-Vatikan: Lire 2200.-/1200.- Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont Rose — Schwarzsee

Mahlzeitenaustausch.
Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch die Generaldirektion der Seiler-Hotels, Telefon (028) 7 71 04.

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee
Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp
Prospekte durch **Familie Cathrein**

Das Konzil

ZWEITER BILD- UND TEXTBERICHT

von Mario Galli und Bernhard Moosbrugger, 168 Seiten, Fr. 8.50

Zeitlich erstreckt sich der Bericht vom Tod Johannes' XXIII. bis zur Begegnung Papst Pauls VI. mit Patriarch Athenagoras im Hl. Land. Inhaltlich steht nicht mehr die lebendige Schilderung «Von Woche zu Woche» im Vordergrund, sondern die großen in dieser Periode behandelten Themen: Kirche als Geheimnis, Bischofskollegium, Diakonat, Laie, Heiligkeit, Reform der römischen Kurie, Bischofskonferenzen, Ökumene, religiöse Freiheit, Marienkapitel und Judenproklamation bilden die Kapitel, wobei jeweils ein Aufriß des Schemas vorangestellt wird und zahlreiche Bischofsreden von beiden Seiten, oder besser aller Schattierungen (oft im vollen Wortlaut), miteingeflochten sind. Auch die kleinen Studien über verschiedene römische Kongregationen (Propaganda, Hl. Offizium, Staatssekretariat), ja sogar «der streitlustige Konzilsvater» und der «Tageslauf eines Bischofs» ordnen sich dem Gesamtplan ein. Das Büchlein verlangt also eine besinnliche Lesung - und die Bilder wollen in Einheit mit dem Text betrachtet sein. «Was das Wort nicht in seinem momentanen Geschehen ausdrücken kann, sagt das Bild, und was man im Bild etwa übersehen könnte, auf das stößt einen das begleitende Wort hin.» Selbst das eigentlich Unfotografierbare, wie etwa das Geheimnis der Kirche, das Apostelkollegium und das der Bischöfe, die neuen Formen des Heiligkeitsstrebens, sichtbar im Bild erscheinen zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Bild, Dokument, Bericht, Deutung nicht nebeneinander zu stellen, sondern in eine Einheit zu verflechten, ist das Ziel dieses Büchleins, denn nur in dieser ganz konkreten Einheit ist das Konzil und seine wirkliche Aussage zu verstehen.

WALTER VERLAG, OLTEN
MATTHIAS-GRÜNEWALD-VERLAG, MAINZ